



---

## **Predigten – von Hauptpastor Alexander Röder**

---

**Letzter Sonntag nach Epiphania 2. Februar 2020 Offenbarung 1, 9-18**

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Liebe Gemeinde,

eigentlich fehlen dem Seher Johannes die Worte, um zu beschreiben, was er hört und dann auch sieht. Er benutzt darum Bilder, die er kennt. Doch tatsächlich ist die Beschreibung dessen, den er sieht und erkennt, nicht mehr als eine vage Annäherung. Es ist einfach überwältigend, und darum muss Johannes davon reden, muss es aufschreiben, muss der Kirche seiner Zeit und jeder Zeit verkünden, dass er gesehen hat, was kein Auge sehen kann, und gehört hat, was kein Ohr hören kann, und wofür menschliche Stimme und Sprache keine Laute und Wörter kennen, und dass es ihn getröstet hat in seiner Not und die engen Grenzen seines Lebens gesprengt hat hinein in die Weite der Ewigkeit Gottes.

Unter den Ostergeschichten des Neuen Testaments ist eine, die nur der Evangelist Johannes überliefert. Einige Jünger Jesu wollten fischen gehen und als es schon Morgen war, ist der Auferstandene plötzlich bei ihnen am Ufer und fragt sie nach etwas zu essen. Da sie nichts gefangen haben, was sie teilen könnten, fordert Jesus sie auf, die Netze erneut auszuwerfen. Da fangen sie unerwartet viele Fische. Und darauf sagt der Jünger, den Jesus lieb hatte, zu

Petrus: „Es ist der Herr.“ Unerwartet anders, aber doch derselbe, den sie vor Ostern gekannt hatten.

„Es ist der Herr.“ Das hört und sieht nun auch Johannes auf Patmos, doch die Wirklichkeit des Herrn ist so anders, dass Johannes zu Boden stürzt. Er sieht nicht nur den Auferstandenen, er sieht im Herrn Gott selbst. Kein Mensch wird leben, der Gott sieht. Doch dieser hier ist wie ein Menschensohn, gekleidet wie die Hohenpriester im Tempel. Sein Haupt und sein Haar sind weiß wie Wolle oder Schnee. Seine Augen wie eine Feuerflamme. Es ist, als trüge dieses Wesen die vier Elemente der Schöpfung an sich und in sich: Feuer, Wasser, Erde und Luft. Es scheint Johannes, als würden ihm hier Himmel und Erde begegnen in diesem, der rein äußerlich einem Menschensohn gleich ist, doch der Stimme nach wie eine Posaune, nein, wie ein großes Wasserrauschen; der dennoch verständlich redet und dem zu Tode Erschütterten dasselbe zuruft, wie die Engel den Hirten in der Weihnachtsnacht: Fürchte dich nicht!

Ist das die letzte und endgültige Offenbarung Jesu Christi? Ist das sein für die Ewigkeit gesprochenes Ich-bin-Wort? Nicht mehr nur „ich bin“ der gute Hirte, der Weg, die Wahrheit und das Leben, die Tür, das Brot des Lebens oder die Auferstehung und das Leben, sondern nun Erster, Letzter und Lebendiger?

Eine ganz andere Welt und Wirklichkeit, als hier in unserer Welt und Wirklichkeit, die sich vor Johannes auftut.

In aller Frömmigkeit und gut lutherischer Glaubensgewissheit wird in der prachtvollen Kantate, die heute hier erklingen ist, singend erbeten, dass Gott unser Gemeinwohl segnen und uns eine ihm genehme Obrigkeit schenken möge. Bachs Zeit weiß noch etwas von dieser staunenden, anbetenden Frömmigkeit, die sich diesem völlig Fremden, diesem überirdisch

Herrschenden, dem Allherrscher zuwendet, der das nach beiden Seiten scharfe Schwert in seinem Munde führt und glasklar Wahrheit von Lüge scheidet und im Gericht Erwählung von Verwerfung. In der Kantate wird es musikalisch gleich im ersten Chorsatz betont, wenn – vertreten durch den Chor – die ganze Kirche singt: Wir verkünden deine Wunder!

Was für ein wunderbares Werk, das hier der Kirchenmusik zukommt und allen, die sie ausführen und leiten. Wie wohl geht es uns, Gottlob, dass wir solche Kirchenmusik haben in unserer Kirche und in dieser Gemeinde. Und solche Kirchenmusiker, die beschenkt sind mit Können und Geist und Musikalität.

Zu einem Teil die Aufklärung, doch auch die Grauen der Unmenschlichkeit im 20. Jahrhundert haben uns nahezu immun gemacht, zumindest aber skeptisch gestimmt gegen einen allmächtigen Herrn im Himmel, der sagt, er habe die Schlüssel des Todes und der Hölle. Hat er sie aus der Hand gegeben, als sie benutzt wurden in Auschwitz oder Jahrzehnte zuvor auf den Feldern vor Verdun? Viele haben spätestens da zu zweifeln begonnen.

Johannes in seiner Bedrängnis der Verbannung und der erfahrenen Verfolgung sucht Gott nicht, damit er ihm zum Nothelfer und Erfüller seiner Wünsche werde, aus der Not errettet zu werden. Vielmehr offenbart sich der auferstandene und in den Himmel aufgefahrne Herr im Heiligen Geist von sich aus und wirft diesen ohnehin schon gebeutelten Jünger zusätzlich noch zu Boden, schüttelt und erschüttert ihn bis ins Mark.

Das ist weit entfernt von der zufriedenen, christlich biedereren Bürgerlichkeit einer sächsischen Stadt des 18. Jahrhunderts, die sich angesichts einer kaum überraschenden Ratswahl glücklich preist, wie in unserer Kantate, weil offensichtlich Gottes Segen auf ihr liegt.

Als ich 1975 zum ersten Mal in den USA war, gab es in den großen Fernsehsendern im frommen Südwesten des Landes regelmäßig eingeblendete Bilder vom Grand Canyon oder dem großartigen Monument Valley und dazu das Wort aus dem 33. Psalm: Wohl dem Volk, dessen Gott der Herr ist. „Blessed is the nation whose God is the Lord.“ steht in den englischsprachigen Bibeln, und es lag nur zu nahe, welche Nation gemeint war. Ich war verstört.

Doch wie heißt es in unserer schönen Kantate: „Wo ist ein solches Volk wie wir, dem Gott so nah und gnädig ist!“

Da beginnt doch schon der Streit: Wir oder die anderen, Gott mit uns oder in God we trust? Ist Gott auf der Seite der Sieger? Oder ist er umgekehrt nur auf der Seite der Verlierer? Er ordnet sich nicht ein in unsere Vorstellungen, und da, wo wir zu verlieren drohen, wer und wie er wirklich ist, wartet er nicht ab, sondern ergreift das Wort. So in unserem Text heute Morgen. Gott spricht machtvoll und tröstend, und Johannes hört.

Johannes hört, dass Gott ihm nah und gnädig ist und ebenso allen Gemeinden, an die er schreiben soll. Er hört diese machtvolle Selbstvorstellung des erhöhten Herrn, die er schriftlich weitergeben soll in die Gegenwart damals und die Zukunft bis zum Jüngsten Tag. Eine Selbstvorstellung, die selbst in der Kirche angezweifelt werden wird, aber durch Menschenwort nicht überwunden werden kann: Die einfach wahr bleibt, was auch immer wir Menschen zu glauben in der Lage sind. Göttliche Wahrheit, wie von einer Posaune geschmettert. Zu den großen Festen wurde die Posaune geblasen im Tempel. Wo Gott ist, da ist Festzeit. Johannes wird nicht gefragt, ob ihm nach Festzeit zu Mute ist. Gott schenkt ihm diese Festzeit selbst in der Verbannung, in der Not der Verfolgung, im Elend und der Fremde dieser Welt.

Johannes ist im Geist, und es ist Sonntag, der Tag des Herrn, so haben wir gehört. Es ist ein Tag wie heute, wo wir versammelt sind in demselben Geist und Klänge hören, die von diesem Tag in unseren Alltag hinüberklingen und ihn hoffentlich tragen, weil sie mit den Festklängen des Himmels zusammenklingen und von ihnen her ihren Klang erhalten, der über die Erde hinausreicht und unsere Gottesdienste durchstrahlt.

Vielleicht ist es heute die Aufgabe der Musik in unseren Gottesdiensten und nicht mehr vorrangig des Wortes, uns einzelne Strahlen des himmlischen Lichtes zu Gehör zu bringen und vor unsere Augen zu stellen. Vielleicht geschieht die stille tiefe Anbetung der Jüngerinnen und Jünger Jesu hier viel intensiver und stärkt und tröstet und lässt uns Worte singen, die wir kaum noch sagen würden: Stärke und Macht sei des Allerhöchsten Namen!

Johannes beschreibt in dem, was er erfassen kann, wie dieser heilige Name „Jesus“ ihm wie ein Menschensohn begegnet, weil Gott in ihm das Bild unseres Menschseins weiterträgt – mit allen Zügen der Schönheit und allen Zügen des Leidens und des Todes, mit den Zügen der Weisheit und Macht und mit den Zügen der Schwachheit und Ohnmacht. Ja, er ist der Erste und der Letzte, und jetzt ist er in Ewigkeit der Lebendige, dem kein Tyrann und kein Tod mehr etwas anhaben können. Dieser ist es, der Johannes segnet. Er legt ihm die Hand auf, wie er es bei den Kindern getan hatte: Er herzte sie und legte die Hände auf sie und segnete sie.

„Vergiss es ferner nicht, mit deiner Hand uns Gutes zu erweisen“ – so bittet das fromme Volk in der Kantate, als wollte es Gott erinnern an das, was er von sich aus tut. Segen heißt, Leben zu übertragen. In diesem Segen erfährt der verbannte und gefährdete Johannes Ostern – an einem normalen Sonntag. Der

Auferstandene kommt zu ihm in die absolute Ferne und Fremde, ist ihm nahe und ruft ihm zu, er solle sich nicht fürchten, und zwar vor Gott, einzig vor Gott. Alles andere braucht Johannes nicht zu fürchten. Der, der das zweischneidige Schwert im Mund hat, ruft wie Wasserrauschen und wie Posaunenschall: Fürchte dich nicht vor mir. Das genügt, und du bist frei und erlöst.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen.